

Die Zelle West

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Erde sah, daß es Jeremias nahe ging. „Mit den Toten wenigstens könnte sie uns zufrieden lassen. Die haben ihr Heim. Wir nicht.“ Sie zerriß den Brief. Ihre Augen leuchteten auf. „Bisgenner! Klingt das nicht frei und schön? Es ist etwas von Sonne in dem Wort. Sonne und Melodie.“

„Ich denke an schmierige, ungewaschene Kinder dabei“, sagte Jeremias. „An Lumpen und Läuse.“

Frau Trude lachte hell auf: „'mias, 'mias; ein Mann wird überall zu haben sein und Wasser auch.“

Sie suchte einen Kalender hervor und schlug die Messen und Märkte auf; sie nahm eine Karte zur Hand und notierte einige Städte und Flecken, die nahe beieinander lagen und deren Markttermine sich in einen kurzen Zeitraum zusammendrängten. „So, das paßt gut. Glücksfelde heißt der erste Ort. Dortbin laß die erste Sendung gehen, 'mias.“

„Abergläubisch bist Du auch.“

„Vielleicht.“ Sie lächelte. „Wald wirst Du wieder lachen, Liebster.“

Er sah in düsterer Stimmung zum Fenster hinaus. Dann, als ihm das Bewußtsein von der Unabänderlichkeit des einmal gefassten Planes überkam, ging er mit Hast an die notwendigen Vorbereitungen. Er überstürzte alles und drängte seine Frau, nicht zu säumen. Sie tat's ohnehin nicht. Aber es war ein festes, ruhiges Gleichmaß in allen ihren Handlungen, in jeder Bewegung. Und wenn Jeremias am Abend müde und abgespant in der Sofaecke saß und, von trüben Gedanken gequält, in die ungewisse Zukunft starrte, dann ging sein Weib noch elastisch, mit hellen Augen von einem Zimmer ins andere, ordnete die kleinen Dinge, die sie mitnehmen wollte, und packte leise lügend den Reiseforb.

IV.

Auf der Glücksfelder Kirmees gab es keine kleinere Bude als die Tattenbachsche; aber auch keine, die mit mehr Geschmack und Mühe aufgebaut war — im Innern wie Außen; keine, die ihre Waren verlockender gruppiert hatte. Von dem Hauptgewinn, einer Lampe mit geschliffener Glasglocke, angefangen, bis hinab über die stufenartig geordnete Auslage von hundert Kleinigkeiten zu dem polierten Würfelbrett und dem gelbledernen Becher mit den schwarzäugigen Steinen war alles neu und sauber.

Die Leinwand hob sich glänzend aus dem verwaschenen Grau und Braun der Zeltreihen heraus, wenn die matte Oktobersonne einmal aus den Wolken hervortrat, die in liegenden Zehen hoch oben durch die Lüfte jagelten. Ein starker Orkan mußte dort drängen; hier unten bewegten sich nur mäßig die Wipfel der Straßebäume, und die Kundenbesitzer machten hoffnungsvolle Gesichter; die Beleuchtung wechselte, aber das Wetter schien ruhig und stetig. Wegen Mittag, als die ersten Landente hereinkamen, hatte es auf und hielt sich zwei Stunden so. Allmählich wollte das Marktreiben sich entwickeln. Dann aber schloß es aus dem Osten in unendlichen grauen Massen herauf, verschlang die Sonne und deckte den ganzen Himmel. In den Baumwipfeln begann es zu pfeifen und die sternenbogen sich wie unter einer schweren Last. Ein jäher Windstoß fuhr durch die Zeltgassen, riß hier und dort einen Leinwandzipfel los und schwenkte ihn wie eine Fahne in der Luft. Er hob den Staub von der Straße, wirbelte ihn vor sich her und jagte ihn in die Buden. Auf dem glänzenden Spielzeug, auf den blank gepulsten Proschen und Uhrketten, auf Pfefferlaken, Waffeln und roten Zuderherzen lagerte er sich ab.

Jeremias begann zu husten. Er hatte sich tief in eine der schmalen Gassen hinter der Auslage gedrückt. Seine Augen reichten gerade über ihre hinterste und höchste Linie hinweg. Unbeweglich sahen sie auf die Straße; sie erwarteten nichts. Er erhob sich mechanisch, sobald ein Vorübergehender vor keinem Stand verbarnte, und sank ebenso automatisch wieder auf seinen Sitz, wenn der Neugierige sich entfernte, ohne überhaupt in die Lade gegriffen zu haben.

Frau Trude, die drüben im engen Gasthofzimmer den kleinen Jeremi hütete, kam, als dieser einmal eingestümmert, schnell herübergebrungen, um zu erfahren, wie das Geschäft sich anläßt.

„Drei haben gewürfelt, zwei hatten Glück. Der Dritte hat geschimpft, weil er verlor. Es ginge nicht mit rechten Dingen zu, behauptete er.“

Sie lachte. Aber es war nicht ihr sicheres, unbetümmertes Lachen. „Nah, nur erst die Sonne recht heraus sein, 'mias. Dann wirst Du leben!“ Sie rückte hier ein Stück der Auslage mehr in den Vordergrund, stellte dort eins zurück, stäubte ab und putzte. Dann betrachtete

sie das Ganze. „Schmutz sieht sie doch aus, unsere Glücksbude!“

Er antwortete nicht. In ihm war nicht der geringste Zweifel, daß die nächsten Tage schon die letzte Seiteleit Trudes zum Verfliegen bringen würden.

Dem Winde folgte der Regen. In dicktropfigen Schauern ging er nieder. Wald troff es von allen Zelten. An allen Ecken klatschten nasse Leinwandzipfel um die Gerüste. Die Frauen steckten ihre Köpfe in die Stiefel, die Frauen schlugen die Mäcke über den Kopf und alle flüchteten mit großen Schritten in die festbedachten Wirtschaften, um den angebrochenen Feiertag bei Tanz und Traut hinzubringen.

Jeremias zog sich einen alten Mantel über, schlug den Stragen hoch, steckte die Hände in die Taschen und ließ das Kinn sinken. Jetzt ragte nur noch die alte Pelzmitte über die hinterste Stufe der Auslage hinweg. Er überließ sich seinem Grübeln, das allmählich in die nebelhaften Träume des Halbchlafes überging. Die störrischen Regenschauer waren einem gleichförmigen Tropfenfall gewichen; der Wind ging in langen Wellen und schüttelte durch alle Ritzen der Bude die feinen, feuchten Luftströme herein.

Als Frau Trude mit einer stonnen heißen Staffees herüberkam, mußte sie ihren Mann wecken. Ganz verwirrt und verlegen sah er auf. Frohschauer schüttelten ihn, und mit zitternder Hand griff er nach der Tasse. Trude sah ihm besorgt zu. „Soll ich Dich ablösen?“

„Nein. Mir wird schon wieder warm. Das elende Wetter, Trude!“

„Na. Es ist ein schlechter Anfang, 'mias. Aber es wird nicht so bleiben.“ Sie ging.

Wald darauf dämmerte es. Jeremias zündete zwei große bunte Laternen an, schlug die Klammern ineinander und ging hinter der Auslage auf und ab. Drei Schritte hin, drei zurück. Es war enger hier als in den Zelten, die Meister Brandt betrente. Wenn er in die äußerste Ecke der Bude trat und sich ein wenig vorbeugte, konnte er durch eine Lücke in der gegenüberliegenden Budereihe den „Gasthof zum weißen Rucks“ erblicken, ein zweistöckiges Gebäude mit kleinen Fenstern und schmutzigen Gardinen. Hinter einem dieser Fenster im oberen Stockwerk brannte ein Licht. Zuweilen erschien ein Gesicht an den Scheiben, mitunter noch ein kleines: Trude und Jeremi. Wenn er im vollen Schein seiner Laternen stand, mußten sie ihn sehen können. Er nickte hinauf und zwang sich

zu einem Lächeln. Eine Handbewegung antwortete ihm. Trude hob den Kleinen zur Begrüßung hoch.

Jeremias sank in seine Ecke, flügte das Gesicht in beide Hände und dachte: wenn der Junge nicht wäre, so könnte man diesem traurigen, aussichtslosen Dasein bald ein Ende machen.

Gegen Abend verstiegte der Tropfenfall. Raub, naßkalt zog ein ununterbrochener Luftstrom durch die Beltgassen. Ein schmutziger Dreilag auf den Straßen. In breiten Pfützen spiegelte sich das Licht der Bodenlaternen. Noch einmal hob ein klares Geschäft an. Aber es war nicht der Rede wert. Hin und wieder klapperten die Würfel auf dem neuen Brett des Lattenbachtischen Standes. Jeremias sah wortlos zu, ohne Teilnahme, als ginge ihn das alles nichts an; er nahm die Groschen der Spieler in einer Haltung entgegen, als bedauere er, sie nicht zurückweisen zu können. Das trug ihm von dem einen und anderen Murren ein und üble Reden. Sie glaubten, ein fremdliches Gesicht mitbezahlt zu haben. Jeremias dachte: es ist alles einerlei. Er antwortete nicht, aber die Gewinner erhielten ohne Zögern die ihnen zukommenden Gegenstände. Als einer der ersten schloß er die Bude.

Frau Trude erwartete ihn in dem kleinen, kalten Gasthauszimmer, das nur die allernotwendigsten Möbel enthielt. Die Wände waren weißgetüncht, der Fußboden morsch und uneben. Jeremi schlief schon im Bette der Mutter. Den schmutzigen, wackeligen Tisch hatte sie mit einer weißen Decke belegt und auf dieser eine Abendmahlzeit ausgebreitet. Ueber ihre Dürftigkeit half der heiße Tee hinweg. Jeremias trank die Tasse bis zum letzten Tropfen leer; er aß wenig, sprach nichts, hustete nur zuweilen.

Bis Frau Trude ihn fragte: „War noch ein Geschäft am Abend?“

Da lachte er höhnisch auf und schüttelte die Tasche mit den Nickeln aus. Nach Abzug der Einkaufskosten verblieb ihnen ein Reingewinn von etwa achtzig Pfennigen.

„Viel ist es nicht,“ sagte Trude, „aber es werden Tage kommen, die das Zehnfache bringen.“

„Wenn wir bis dahin nicht verhungert oder erfroren sind.“ Er wies mit der Hand auf die Wände. „Wie lange, meinst Du, kann ein Mensch mit unseren Gewohnheiten es aushalten, in solchen kalten, schmutzigen Höhlen zu hausen?“

Eine harte Antwort lag ihr auf der Zunge; sein plötzlich wieder ausbrechender Husten hielt sie zurück.

„Morgen werde ich heizen lassen, 'mias. Du bist krank. Wie schön wird es sein, wenn wir erst unseren eigenen Wagen haben werden.“

„Du träumst, Trude.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn Du morgen noch hustest, gehe ich hinüber in die Bude.“

Er lächelte sarkastisch: „Du wirst es zwingen, das Glück.“

„Ach hoffe es.“

Der zweite Tag brachte ein kühles und windiges, aber trockenes Wetter.

Frau Trude hatte ihre Absicht durchgeführt; sie nahm den Platz in der Bude ein, während Jeremias mit dem Kinde in dem Gasthause blieb. Freilich mußte sie zuweilen hinüber, um den Kleinen zu nähren; sie erledigte diese Notwendigkeit ohne Zeitverschwendung und hielt sich wenig mit den eigenen Mahlzeiten auf. Alles spannte sich in ihr zu dem einen Verlangen, die Eristenzmöglichkeit ihrer Glücksbude zu erweisen.

Aber der Strom der Marktbesucher floß nur sehr dünn am Vormittag; die meisten erledigten erst ihre nützlichen Einkäufe, ehe sie zum bergnüglichen und unterhaltamen Teil ihres

Tagesprogramms übergangen. Auch die ersten Stunden des Nachmittags brachten Frau Trude nur ein dürftiges Geschäft, wenn sie auch schon über das Doppelte der ersten Tageseinnahme verfügte. Sie wurde nicht müde, die Vorüberwandelnden aufmerksam zu machen. Und mancher, der den misshütigen Jeremias keines Blickes gewürdigt hätte, blieb beim Klange der hellen Stimme stehen und entschloß sich, einen Groschen zu opfern, um die junge Frau recht genau betrachten zu können. „Drei Wurf zehn Pfennig, mein Herr. Ueber zwölf und unter sieben gewinnt. Wer in sechs Wurf hintereinander neunzig Augen wirft, trägt diese prachtvolle Salonlampe aus geschliffenem Glas nach Haus.“

Ein großer, kräftiger Bauer blieb stehen: „Die Lampe könnt' ich brauchen. In der guten Stub' würd' sie sich machen.“

„Bitte, mein Herr. Neunzig Augen in sechs Würfen.“ Sie reichte ihm den Würfelbecher.

„Ist's auch ehrlich?“ Er spielte unschlüssig mit der Uhrkette.

Sie lachte. „Wenn Sie glauben, daß ich betrüge, dann —“

„Na, na.“ Er wehrte mit der Hand. „Danach scham Sie sich aus. Also neunzig mit sechs Wurf? Es is schwer, aber es is zu schaffen. Und schaffen tu ich's. Wenn's auch Abend drüber wird. Hier sind zwanzig Pfennig.“

Schon hatten sich einige Zuschauer eingefunden. Der Bauer stellte sich breitbeinig hin, untersuchte jeden Würfel, besah sich den Becher von allen Seiten und warf sehr gemächlich.

„Vierzehn!“ Er brummte: „Es müssen jedesmal fuffzehn kommen. Aber es sind ja achtzehn drin.“

Die ersten sechs Würfe brachten sechsundsiebzig Augen.

„Sie haben diesen Stamm gewonnen“, sagte Frau Trude.

Er wehrte mit einer breiten Bewegung ab. „Die Lampe will ich. Hier sind zwanzig Pfennig.“

Der Kreis der Zuschauer vergrößerte sich. Der Bauer warf fünfundsechzig Augen.

„Macht nix. Hier sind zwanzig Pfennig.“

Es wurden einundachtzig Augen. „Kriegen tu ich sie.“ Er legte von neuem zwei Nickel hin.

Schon meldete sich ein anderer. „Mir auch einen Becher, junge Frau.“

Sie hatte noch einen in Reserve. Aber es mußte erst Platz für ein Brett geschaffen werden. Dann würfelten beide. Der zweite wollte auch die Lampe. Er hielt eine gute halbe Stunde aus, dann verzichtete er und drängte sich mit rotem Gesicht zwischen den Menschen hindurch, die wie eine Mauer standen. Der Bauer rührte sich nicht; die Linke stak in der Hosentasche, die Rechte kippte den Becher oder zog zwei Nickel aus der Tasche.

Frau Trude mußte ihn betrachten: dies braune, steinharte Gesicht, in dem kein Nerv zu sehen war, dessen Augen fest auf die Steine gerichtet waren und nicht einen Augenblick abschweiften — es imponierte ihr. Der sah nicht rechts und links, wenn er etwas wollte. Sie wußte: der würde bis Mitternacht stehen, wenn er nicht früher zum Ziele kam. (Fortsetzung folgt.)



Die Pflanze auf der Wanderschaft.

Von Hermann Krafft.

Die Pflanze ist als bewegungsloses Wesen an die Scholle gefesselt, im Gegensatz zu dem Tier — das hat man uns in der Schule als feststehenden Satz gelehrt, und es wurde auch geglaubt, denn ein Blick in den Garten, in

Feld und Wald bestätigte diese Lehre. Da standen die Pflanzen eingewurzelt und konnten nicht von der Stelle; nur auf dem Teiche warfen Wind und Strömung gewisse freischwimmende Wasserpflanzen bald hierhin, bald dorthin. Dennoch verstehen sich auch Floras Landkinder vorzüglich auf das Wandern! Auf dem Felde hat ein Bauer seinen Acker gepflügt, um ihn dann ein paar Jährchen brach liegen zu lassen; im Walde hat großer Holzschlag stattgefunden und die Arbeiter sind abgezogen, nichts zurücklassend als eine zertretene und zersahrene, jeglichen Pflanzenwuchses bare Bodendecke; am steilen Bergabhang ist ein gewaltiger Erdrutsch erfolgt und weite Flächen Landes sind mit Erde und Geröll bedeckt; ein Vulkan hat mit seinen gigantischen Kräften weit und breit im Umkreise alles Leben unter einer Decke heißer Asche und glühender Lava erstickt; durch ähnliche Gewalten sind im Welkenmeere Inseln aus der Tiefe über die Oberfläche der See gestiegen — alles das ist Neuland, von dem die wanderlustige Pflanze alsbald Besitz ergreift.

Wie aber ist dies bewegungslose Wesen dazu imstande, da es doch selbst an die Scholle gefesselt ist? Höchst einfach: es sendet seine Kinder nach dort, wo es nicht selbst hin kann. Seine Kinder, das sind seine Samenförner, die, oft noch mit der Fruchthülle umkleidet, vorzüglich für eine Wanderschaft ausgestattet sind; die auch mancherlei Wehikel in ihren Dienst zu stellen wissen, um ihr Ziel mit möglicher Sicherheit zu erreichen. Aber es sind nicht die Früchte und Samen allein, die sich aufs Wandern verstehen, auch andere Organe der Pflanze sind hierauf „geeicht“.

An Stelle einer systematischen Aufzählung all jener Einrichtungen und Vorkehrungen, wodurch der Pflanze das Wandern erleichtert bzw. überhaupt ermöglicht wird, wollen wir hier eine kleine Auslese charakteristischer Pflanzenwanderungen setzen. Diese Auslese mag anregen zu eigenen Beobachtungen in der Natur und manch erstaunliches Wunder wird dann festgestellt werden können.

In welcher Stufenfolge die Pflanzen etwa von entstandenem Neuland Besitz ergreifen, das zeigt eine Schilderung, die A. Seufft in seinem Buche „Ueber den Erdboden“ gibt. Bei Eisenach waren infolge heftigen Regens Rutschungen erfolgt, die an den steilen Gebirgshängen Mieselterrassen abgerutschten Bodens und tiefe Klüfte erzeugten, in denen das Gestein zutage trat. Die Neubildung der Vegetation ging folgendermaßen vor sich. Zuerst kamen von den mit freiem Auge sichtbaren Pflanzen verschiedene Moosarten; sie, die gewöhnlichen Felsbewohner, bekleideten die nackten Hänge. Sie erzeugten genügend Humus, daß Gräser ihr Leben fristen konnten. Aber noch enthielt der Boden zu wenig Feuchtigkeit. Nur Xerophyten (Pflanzen, die auf trockenem Boden leben) konnten das Feld behaupten. Die herrschenden Formen waren der Schaffschwengel und Kröhlerien. In dem Maße, wie sich der Boden tiefer erschloß, wurden die Lücken im Pflanzenteppich ausgefüllt. Aber immer noch von Xerophyten. Sonnenröschen, Majoran, Wundklee, der Gauhechel waren die Glücklichen, die sich dem neuen Boden anpaßten. Dann machte sich der Wachholder breit. Auch andere Sträucher kamen. Binnen 12 Jahren entstand ein undurchdringliches Gebüsch, dessen Wurzeln immer tiefer drangen, und das alljährlich neue Humusdecken auf den Boden legte. Eine Vegetation unterdrückte die andere. Die einstigen Alleinherren, die Moose, wurden nur noch in den steilsten und unbrauchbarsten Winkeln geduldet, die Gräser waren Lückenbüsser, die sich vornehmlich bloß im Frühjahr breit machen durften; die bescheidenen Kräutlein hielten sich an einigen sonnenverjagten Stellen; schließlich brach die Nemesis auch über die übermütig gewordenen Sträucher herein. Die Buche fand den Boden annehmbar; nachdem sie

einige Jahre zäh mit dem schattenden Gebüsch gekämpft, eroberte sie den Platz, und als der Beobachter alt geworden, waren auch die Sträucher verschwunden oder zur Helotencolle herabgedrückt, und stiller Buchenwald prägte auf dem einstigen Neuland, wie allüberall im mittleren Thüringerwalde.

Bevor die Moose kamen, waren aber sicherlich schon winzige Gestalten, Pilze und Algen, dazwischen, auch Bakterien, denn deren Keime befinden sich allüberall in der Luft. Und jeder Windstoß brachte neben Staub tausende Beweifungsreste mit. Der Wind war es auch, der verschiedenen der neuen Pflanzen zur Einwanderung verhalf, den Windblütlern.

Wenn wir zu Sommerzeiten von den in Feld und Wald gedeihenden Pflanzen eine Handvoll Früchte sammeln, so haben wir manche darunter, die trotz ihrer Größe von außerordentlich geringem Gewicht sind. Beim genauen Hinsehen bemerken wir allerlei mehr oder minder sonderbar gestaltete Anhängsel, deren Bedeutung uns sofort klar werden wird, wenn wir die Handvoll Früchte hoch in die Luft werfen. Da erweisen diese Anhängsel sich als brauchbare Segel, um dem in der Frucht schlummernden Samenkorn eine luftige Reise zu ermöglichen. Ein Windstoß ist imstande, ein großes Teil unserer in die Luft geworfenen Früchte aus unserem Gesichtskreis zu entführen. Da haben wir etliche der Wandermittel der Pflanze: den Wind und die Fruchtanhängsel.

Mit einem der schönsten Beispiele von Windblütlern kann unsere Jugend aufwarten, wenn sie von dem auf Feldern und Wiesen überall gedeihenden gemeinen Löwenzahn reisende Fruchtstände bricht und derb in die Haarkrone hineinfläht. Dann fliegen die mit einem zierlichen Haarschopfe versehenen einzelnen Früchte in alle Winde auseinander. Verfolgen wir nun ein paar solch luftiger Gefellen auf ihrer Wanderung, so sehen wir wohl auch, wie das Luftschifflein an einem Baumast oder dergleichen endlich Schiffbruch leidet; durch den Anprall trennen der Fruchtkörper und die Haarkrone sich voneinander, die Haarkrone segelt allein weiter, während die schwere Frucht zu Boden fällt. Der Zweck ist erreicht: die Mutterpflanze hat ihre Nachkommenschaft möglichst auseinandergebracht, damit sie sich beim Aufkeimen nicht gegenseitig den Boden streitig zu machen braucht. Das würde der Fall sein, wenn alle Samenkörner einfach von der Mutterpflanze herab zur Erde sinken.

Hiernach sind augenscheinlich die Windblütlern sehr gut für die Wanderschaft ausgestattet. Wie aber ergeht es jenen, die solch schwere Samen und Früchte hervorbringen, daß der Wind mit ihnen nichts anzufangen vermag? Dort auf dem Apfelbaum sitzt eine Mistel. Dieser Schmarober mit den schweren glasigen Beeren, die gar nicht danach ausschauen, als könnten sie es den Seglern der Lüfte gleichthun. Wie mag diese Pflanze hier hinaufgekommen sein. Eben läßt sich ein Vögeln im Mistelgebüsch nieder, um sich an den Beeren gütlich zu tun. Es ist eine Drossel, die Beere um Beere zu sich nimmt; aber nur die fleischige Hülle dient als Nahrung, der feste Samenkern wird unverdaut mit dem Gewölle wieder ans Tageslicht befördert und im Geäst eines anderen Baumes abgelagert, wo er nun zu keimen vermag.

Dies ein Beispiel mag genügen, um darzutun, daß die Vögel in erster Linie die Verbreiter solcher Pflanzen sind, die genießbare, fleischige Früchte aufweisen. Weil nun derartige Pflanzen ein Interesse daran haben, daß ihre Früchte von den Vögeln gefressen werden, so sorgen sie auch dafür, daß die Früchte sich in auffälliger Weise präsentieren. Von Wichtigkeit ist für die Pflanze der Umstand, daß der Same aus einem harten Kern besteht, der von einer fleischigen Hülle umgeben ist, die eben dem Vogel

zur Nahrung dienen soll. Die weithin leuchtenden rotgelben Früchte des Pfaffenbütchens oder Spindel annis nennt man bezeichnenderweise Kofkehlenbrot, da sie von dem Kofkehlen gern gefressen und dann verbreitet werden. Der Name Vogelbeere für den bekannten Baum mit den roten Früchten mag weiter als Beleg dafür gelten, daß die Früchte gern von Vögeln aufgesucht werden. So gibt es eine ganze Reihe von Pflanzen, die ihre Verbreitung in der oben geschilderten Weise den Vögeln zu danken haben. Manche Bäume werden nur von ganz bestimmten Vögeln aufgesucht, und so hat sich stellenweise eine gewisse Wechselbeziehung zwischen Pflanze und Vogel herausgebildet, derart, daß die Verbreitung der betreffenden Pflanze abhängig ist von der Häufigkeit der Vogelart, die die Beeren der Pflanze mit Vorliebe verspeist.

Daß manche Beeren leuchtend rot oder gelb, andere hingegen schwarz oder weiß sind, hat seinen bestimmten Zweck. Dem beobachtenden Blick kann es nicht entgehen, daß die Farbe der Beeren sich stets vorteilhaft von der Umgebung abhebt. Die auffälligste Farbe tragen jene, die schon im grünenden Blätterdach reifen.

Ob der Duft mancher Früchte auch eine Anziehungskraft für die gefiederte Welt bildet, ist noch eine strittige Frage. Hingegen gibt es als ausgemacht, daß etliche Samen erst dann zu keimen vermögen, wenn sie den Darm des Vogels passiert haben. Derartige Samen werden also nicht mit dem Gewölle ausgestoßen.

Andere Pflanzen, deren Samen nicht von Vögeln gefressen werden, benutzen nichtsdestoweniger diese auch als Wandermittel, indem die Früchte als „blinde Passagiere“ im Gefieder oder am Fußballen des Vogels haften und so verschleppt werden. Namentlich sind Sumpf- und Wasservögel den Pflanzen in dieser Weise dienstbar. Von einem Wallen Erde, den ein Naturforscher vom Schenkel eines Nebhuhns loslöste und dann ausfäte, gingen 82 Pflanzen verschiedener Arten auf.

Ein Nachteil erwächst aus dieser Verbreitungstätigkeit den Vögeln im allgemeinen nicht. Schlimmer ergeht es hingegen manchen Vierfüßlern, die von Pflanzen mit sogenannten Klettenfrüchten als lebendes Behältnis benutzt werden. Wie leicht solche Kletten am Haar und an wolligen Stoffen haften, das haben wir in unserer Jugend zur Genüge ausgeprobt, wenn wir uns gegenseitig die Klettenfrüchte der verschiedenen Klettenfrüchtler (Schneckenklee, gemeine Klette, Labkraut u. a.) an die Kleidung oder lieber noch ins Haar warfen. Dabei ahnten wir freilich nicht im geringsten, wie wesentlich für die Pflanze die uns so viel Freude bereitende Eigenschaft der Früchte ist. Tiere aller Art, welche an solche Klettenfrüchte vorbeistreichen, laden unfehlbar eine Menge reifer Früchte auf und schleppen sie eine Weile am Körper mit herum, bis sie irgendwo abfallen oder abgestreift werden. Die Pflanze hat ihren Zweck erreicht. Es kommt vor, daß die Früchte sich in einer solchen Menge an einem Tier festsetzen, daß das Tier sie nicht wieder abzubringen vermag und endlich elendiglich zugrunde gehen muß, weil es sich zu viel aufgebürdet hat; es kann nicht mehr von der Stelle. Eine Pflanze, die namentlich den Schafen arg zulezt, ist die Spitzklette; sie ist dort, wo große Schafherden gewallt werden, zu einer gewaltigen Plage geworden, denn die Tiere haben für reichliche Verbreitung gesorgt. Durch diese Spitzklette erwächst der Wollproduktion ein nicht unbedeutender Schaden: die Wolle der Schafe ist mit den Klettenfrüchten verunreinigt und diese sind nur schwer aus der Wolle zu entfernen.

Noch schlimmer sind die Trampelklette, welche in Südafrika heimisch ist, und die Pettkraut der ungarischen Ebenen. Beide sind derart mit Stacheln und Widerhaken besetzt, daß sie dem Tiere, an dessen Fell sie hängen geblieben sind,

ins Fleisch eindringen. Will das Tier, durch die Schmerzen angestachelt, die Früchte mit dem Maule wegbeißen, so setzen diese sich am oder im Maule fest und sind nun erst recht nicht zu beseitigen. Ein qualvoller Tod ist nicht selten das Ende der geplagten Tiere.

Solche Klettenfrüchte werden mit der Wolle aus ihrer Heimat in ferne Lande überführt, werden dort mit den Wollabfällen in der Nähe der Wollfabriken abgelagert und keimen dort zum Teil. Die Umgegend dieser Fabriken bietet darum auch stets eine fremdartige Vegetation. Viele der eingewanderten Pflanzen gehen allerdings wieder zugrunde, da sie sich nicht zu behaupten vermögen, aber alljährlich werden neue hervorgebracht. Andere hingegen haben sich Heimatsrecht erworben und sind wieder weiter gewandert. Auf diese Weise hat sich die oben genannte Spitzklette über den ganzen Erdball verbreitet.

Auch die Kleinen aus dem Tierreich sorgen für die Verbreitung gewisser Pflanzen. So können wir in unserer heimischen Flora leicht beobachten, wie beispielsweise Ameisen Weiden-samen verschleppen. Derartige Pflanzen, die in der Sorge um das Fortkommen der Nachkommenschaft auf die fremdliche Mitwirkung der Ameisen rechnen, hat die Wissenschaft Ameisenfrüchtler genannt. Davon gibt es in der deutschen Flora eine ganze Anzahl. Bei einer amerikanischen Ameisenart ist die Vorliebe für das Verschleppen des Samens einer bestimmten Pflanzenart, eines Grasses, derart ausgeprägt, daß die nächste Umgebung der Nester dieser Ameisen nur mit dem einen Gras bewachsen ist. Man hat diese Ameisen deshalb auch die aderbautreibenden genannt. Die ursprüngliche Annahme, daß dieser Ackerbau zu Zwecken der Ernährung erfolgte, hat sich nach neueren Forschungen als irrig erwiesen.

Von einer anderen Ameisenart wird berichtet, daß sie gewissermaßen kleine Gärten anlegt, zu welchen sie das Pflanzenmaterial von weit und breit herbeischleppt. Diese Gärten bilden die Nester der Ameisen. Formlose Anhäufungen von Erde in den Astgabelungen der Bäume geben die erste Anlage ab. In diese Erdhäufchen werden ganz bestimmte Samen in beschränkter Artenauswahl eingeschleppt, die bald zu keimen beginnen und endlich einen dicken Wulst bilden. In ähnlicher Weise verschleppt eine Kolibriart des tropischen Amerika den Samen eines Scheinshmarobers. Die wolligen Früchte werden hier zum Auspolstern des Nestes benutzt und lassen die Samen keimen.

Daß endlich auch der Mensch dem Wandertrieb der Pflanzewelt Vorschub leistet, wird nach dem Vorhergegangenen nicht mehr sonderlich überraschen. Wir müssen hier jene Fälle ausscheiden, wo Pflanzen durch Menschenhand absichtlich von einem Erdteil in den anderen verpflanzt wurden; wir betrachten nur des Menschen unfehlbare Hilfe. Schon mit der Einführung von Kulturpflanzen werden allerlei Unkräuter eingeführt. Mit Verpackungsmaterial, durch Schiffsbalken und auf ähnliche Weise mehr sorgt der Mensch für die weiteste Verbreitung der Pflanzen. Aus botanischen Gärten ist schon manche eingeführte Pflanze entwichen, die sich in der Umgegend einbürgerte und dann immer weiter wanderte. So ist die Wasserpest bei uns ein verbreitetes Unkraut geworden.

Überall, wo der Mensch auf seinen Wandertagen hindrang und sich ansässig machte, hat er auch bestimmte Unkräuter seiner engeren Heimat hübergeschleppt. Man hat diese Pflanzen in eine Gruppe zusammengefaßt und sie Ruderalpflanzen genannt; Melde, Brennessel, Weiserich, Gänse-distel, Nachtschatten, Stresse und Hornkraut zählen zu den bekannteren Vertretern dieser Gruppe. Daß der Mensch der Urheber der weiten Verbreitung solcher Pflanzen ist, das ist selbst Naturvölkern nicht unbekannt geblieben, nennen doch

die Indianer Nordamerikas den Wegerich „Die Fußstapfen der Urtiere“.

Die Kinder Floras wählen ihre Wege aber nicht nur durch die Luft oder über trockenen Boden, sondern sie verstreuen sich auch auf Wasser- oder Seefahrten. Die schäumenden Gebirgsbäche fördern alljährlich eine Menge von Pflanzenorganen (Samen, Wurzelteile, Zwiebeln oder Knollen) von Berg zu Tal, und die Flora des unteren und des oberen Wasserlaufs ist zum Teil dieselbe, wenigstens auch die meisten im Tal angewachsenen Pflanzen der Berge nur einmal zur Blüte gelangen, ohne direkte Nachkommen zu hinterlassen; für frische Einfuhr sorgt eben das Wasser. Auch nach fast jeder Uberschwemmung läßt sich eine Verbreitung von Pflanzen beobachten; Pflanzen des Wiesentales finden sich dann in ziemlicher Entfernung vom Flußlauf, soweit eben das Wasser das Land überschwemmt.

Daß den freischwimmenden Wasserpflanzen das Wandern auf dem Wasserwege keine große Schwierigkeiten bereitet, liegt auf der Hand, daß aber durch solche Wanderungen oft leicht Unheil entstehen kann, dürfte weniger allgemein bekannt sein. In den Gewässern Floridas lebt ein Gewächs, dem man den Namen „Wasserhyazinthe“ gegeben hat; es ist durch seine Wandertätigkeit im Verein mit einer großen Vermehrungsfähigkeit imstande, an manchen Stellen der Flüsse wahre Barrieren zu bilden, durch die selbst Dampfmaschinen sich nicht hindurchzuarbeiten vermögen. Strömung und Wind lassen solche Barrieren hin und her treiben. Ähnliches ließe sich auch von anderen Flüssen berichten, so vom Nil.

Auch Uferpflanzen werden hin und wieder samt dem Erdboden von der Strömung losgerissen und treiben sich auf dem Strombett als grüne lebende Inseln näher, bis sie endlich auf irgend einer Sandbank oder an einer Uferstelle landen und wieder festwurzeln; es kommt jedoch auch vor, daß diesen Inseln ein jäher Untergang beschieden wird, wobei die Pflanzen dann meist zugrunde gehen.

In ähnlicher Weise treten manche Strandpflanzen sogar Meerreisen an und in manchen Fällen hat die Meeresströmung schon durch die Auspflanzung von Pflanzenteilen und Früchten zur Belebung wüster Eilande beigetragen. So ist beispielsweise die Kokosnuß für eine solche Meerfahrt durch die faserige Fruchthülle ganz besonders ausgestattet. Sie ist imstande, längere Zeit im Meerwasser zu schwimmen, ohne ihre Keimfähigkeit einzubüßen. Ueber die Länge dieser Zeit streiten sich die Gelehrten; während man früher allgemein annahm, daß monatelange Reisen der Nuß nichts schaden, will man neuerdings diese Frist nur auf Tage bemessen. Die Angaben Darwins, daß Kokosnüsse nach einer zirka 2000 Meilen weiten Seereise noch keimfähig sind, werden jetzt angezweifelt. Immerhin bleibt es Tatsache, daß gewisse Arten von Pflanzensamen „seefest“ sind. Ein erfahrener Pflanzengeograph weist darauf hin, daß unbekanntere Früchte, welche die Wogen von Westen her an Europas Küsten spielten, einen der Gründe abgaben, aus welchen Columbus westwärts stehend nach Indien zu kommen hoffte. Durch den Guiana bespülenden Teil des Äquatorialstromes, welcher gleich anfangs die Karibischen Inseln trifft, werden die schwimmenden Früchte einer in Guiana wachsenden Palme auf Barbados und an der Südküste von Jamaika angetrieben. Der Golfstrom, der die Verbindung zwischen Florida und Kuba hemmt, ist der Träger schwimmender Früchte nicht bloß zu den Bahamas, sondern auch zu den Bermudas und zuletzt auch die einzige Bahn, auf welcher sie zu den Kontinenten der alten Welt gelangen können. Mehrere Arten von Bohnen, die bisweilen an den Küsten der Hebriden und Irlands gefunden werden, rühren von Pflanzen

her, die in Westindien wachsen. Unter den Pflanzen, welche der Strom an die norwegischen Gestade spült, erkannte schon Linné solche, die von den Ufern des westindischen Binnenmeeres stammen. Der Teil des Golfstromes, der den Golf von Mexiko umspült, die Strömung, welche von Madeira nach den Kanarischen Inseln, von da nach der Küste Senegals sich hinzieht, und diejenige von Chili und Peru mußten einen nicht unwesentlichen Einfluß auf Pflanzenverbreitung ausüben; denn die Samen, welche sie fortchassen, können nicht lange Zeit im Meere verweilen und haben daher gute Aussicht, durch Naturalisation von Platz zu Platz fortzukommen.

Wie manche Pflanze als ganzes Individuum eine Wasserfahrt unternimmt, so gibt es andere, die „mit Sack und Pack“ über Land ziehen, um sich irgendwo häuslich niederzulassen. Die Bibel läßt „Manna“ vom Himmel regnen; die Wissenschaft kennt eine Flechtenart, die genießbar ist, sie wird in der trockenen Jahreszeit leicht durch den Wind vom Boden fortgerissen und über den Boden getrieben. Das Auferstehungsmoos ist in ähnlicher Weise für eine Wanderfahrt geeignet; beide Pflanzen behalten im trockenen Zustande monatelang ihre Lebensfähigkeit, die sich aufs neue zu betätigen pflegt, wenn die Pflanzen durch Feuchtigkeit benehrt werden. Die sogenannte „Rose von Jericho“ läßt sich im trockenen Zustande gleichfalls vom Winde über die Lande führen; sobald die Pflanze wieder feucht wird, streut sie ihren Samen aus, der dann zu keimen vermag.

Die Parole „Langsam, aber sicher!“ üben jene Pflanzen, die sich zur Verbreitung ihrer Ausläufer, Wurzelstöcke, Zwiebeln und Knollen bedienen. Es mag hier an die Erdbeere erinnert werden, die mit ihren Ausläufern langsam über den Boden kriecht, dabei jedoch noch weit schneller vom Fleck kommt, als etwa das Knabenkraut, das alljährlich nur um die Breite seiner Knollen zu wandern vermag. Um eine Strecke von einem Meter zurückzulegen, braucht das Knabenkraut etwa 30 Jahre. Jedes Jahr entsteht seitlich von der alten Knolle eine neue Knolle, die im künftigen Jahre den Pflanzensproß entwickelt. Wie überall in der Natur, so ist auch bei der Pflanzenwanderung neben dem Kriechhaften das Zwergetum vertreten. —

Haben wir so an einigen Beispielen das Wesen der Pflanzenwanderung und deren Mannigfaltigkeit erkannt, so bleibt noch die Frage zu erörtern, welchen Nutzen die Pflanzen aus dieser Erscheinung ziehen. Diese Frage ist schnell entschieden: die Pflanzenwanderung ist für die Erhaltung der Art eine Notwendigkeit. Die Pflanzenwelt ist mancherlei Gefahren ausgesetzt, und zahlreich sind die Feinde, welche bestimmte Pflanzenarten bald ausgerottet haben würden, wenn eben diese Arten nur einen räumlich beschränkten Verbreitungskreis aufzuweisen hätten. Die Wandermittel erlauben es der Pflanze, die Nachkommenschaft mehr oder minder weit auseinander zu bringen, so daß trotz zahlreicher Nachstellungen doch immer so viele Individuen erhalten bleiben, daß die Art nicht ausstirbt.

Auch dem Zwecke der Ernährung dienen die Wandermittel. Eine Pflanze entzieht dem Boden gewisse Nährstoffe und nach einer mehr oder minder langen Anzahl von Jahren sind die Nährstoffe am selben Standort der Pflanze aufgebraucht. Die Pflanzenart müßte zugrunde gehen, sofern die Nachkommenschaft immer am genau gleichen Standort der Mutterpflanze heranwächst. Dem wird durch die Ausbreitung der Samen entgegengearbeitet. Aus demselben Grunde treibt der Landmann „Wechselwirtschaft“, d. h. er pflanzt nicht alle Jahre dieselben Pflanzen auf den gleichen Acker, sondern er wechselt nach einer bestimmten Reihe von Jahren die anzubauende Frucht, weil eben jede Pflanze andere Nährstoffe dem Boden entzieht.

Je zweckmäßiger jene Einrichtungen sind, welche der Pflanze ein Wandern erlauben, um so besser ist die Pflanze im Kampfe ums Dasein ausgerüstet. Dies ergibt sich schon aus einem Beispiel: Würden die ganzen Früchte einer beliebigen Pflanze in unmittelbarer Nähe der Mutterpflanze zur Erde fallen und hier keimen, so könnten nur ganz wenige Exemplare, vielleicht nur gar ein einziges, vollständig auswachsen und wieder Nachkommen zeugen, alle anderen würden schon im jugendlichen Alter unterdrückt werden, da es an Raum mangelt. Diese Unterdrückten hätten aber schon vorweg ihre Nische genommen, indem sie unnützerweise dem Boden viele Nährstoffe entzogen. Bei nährstoffarmem Boden wäre der Fall denkbar, daß selbst die stärkeren vor der Fruchtfolge zugrunde gehen, weil eben der Nährstoff vorzeitig aufgebraucht ist.

Wie wir sehen, hat die Pflanze alle Ursache, für das „Fortkommen“ ihrer Kinder eifrig bemüht zu sein. Daß die Pflanze in dieser Hinsicht nicht müßig ist, mag auch noch aus dem Umstande ersehen werden, daß sie durchweg um so mehr Samen erzeugt, je weniger zuverlässig die von ihr benutzten Wandermittel sind. Am übelsten sind die Windblätter daran, denn der Wind ist ein gar zu unberechenbarer Geselle; er führt den Samen überall hin, und nur ein Bruchteil wird an für die betreffende Pflanze günstigen Stellen abgeladen. Darum sind die Windblätter auch bemüht, recht vielen Samen zu erzeugen. Was der Qualität der Wandermittel abgeht, muß durch die Menge ersetzt werden. So bewahrheitet auch dies Kapitel aus der Geschichte der Pflanzenwelt wieder den alten Grundsatz, daß die Natur stets mit verschiedenen Mitteln nach dem gleichen Ziele strebt. —



Die Anfänge der öffentlichen Erziehung.

Von Heinrich Schulz.

Wer mit dem Werden der verschiedenen gesellschaftlichen Einrichtungen nicht vertraut ist, neigt leicht zu der Meinung, daß alle Institutionen der Gegenwart, Familie, Heer, Königtum, Schule, von jeher gewesen seien, wenn sich auch ihr äußeres Kleid und die eine oder andere ihrer Eigenschaften verändert und entwickelt habe. Es hat aber in der Entwicklung der menschlichen Kultur unendlich lange Zeiträume gegeben, in denen die meisten unserer heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen noch gar nicht existierten, oder doch in einer so wesentlich verschiedenen Form, daß man das eine in dem anderen nicht wiedererkennt. Das ist sogar mit scheinbar so uralten und selbstverständlichen Dingen wie Ehe, Staat und Privateigentum der Fall.

Auch die Schule und andere Maßnahmen der öffentlichen, staatlichen Erziehung haben nicht von Anfang der menschlichen Gesellschaft an bestanden, sondern sie sind erst aus bestimmten Ursachen und zu bestimmten Zeiten der kulturellen Entwicklung ins Leben getreten. Es gab lange Zeiten, in denen die Gesellschaft selbst keinerlei besondere Maßnahmen für die Bildung der heranwachsenden Generation traf.

Das war in jenen weit zurückliegenden vor-geschichtlichen Zeiten, in denen ein urwüchsiger Kommunismus innerhalb der Stammes- und Geschlechtsverbände der menschlichen Gesellschaft existierte. Klassenunterschiede gab es damals so wenig wie eine Warenproduktion. Ein Stammesverband war eine in sich geschlossene Einheit mit gemeinsamen Interessen und einer nur für die Stammesgemeinschaft berechneten Produktion. Diese Produktion wurde zwar noch mit primitiven Gerätschaften und Werkzeugen ausgeführt, die wiederum erst zuvor von der Gemeinschaft selbst angefertigt werden mußten.



Kaffeestunde. Nach einem Gemälde von Otto Reichert.

Aber man darf doch wohl annehmen, daß in jenen kommunistischen Hausgenossenschaften eine wenn auch primitive, so doch in sich abgerundete und verhältnismäßig hohe und gleichmäßige technische Arbeitsgeschwindigkeit, eine auferkennenswerte Mannigfaltigkeit des Könnens und Darstellens vorhanden gewesen ist. Selbst wenn sich in jenen frühen und unentwickelten Produktionsverhältnissen schon eine Art Arbeitsteilung bemerkbar gemacht haben sollte, vielleicht derart, daß sich die einzelnen notwendigen Tätigkeiten auf Männer, Frauen, Kinder und Greise je nach ihrer Verschiedenheit verteilten, so ist kaum anzunehmen, daß eine solche Arbeitsteilung zu irgendwelcher Vereinfachung in der Entwicklung der heranwachsenden und der erwachsenen Stammesglieder führte. Denn die Kinder wuchsen in die Tätigkeit der Erwachsenen hinein, die Greise gaben mit der Zeit die schwierigeren Arbeiten auf, jeder aber mußte alle Stufen durchmachen oder hatte sie durchgemacht; auch lebte er von frühester Kindheit an bis zum Tode immer in demselben Kreise und sah den ganzen einfachen Produktionsverlauf tagtäglich vor seinen Augen sich abspielen.

In jenen Zeiten war die geistige Arbeit, die Theorie, noch nicht von der körperlichen, der Praxis, getrennt; es gab noch keine besondere rein geistige Betätigung, für die eine Reihe von Menschen zeitlich bestimmt, und eine rein körperliche Arbeit, zu der die übrigen Menschen ihr Leben lang verurteilt sind. Was an geistiger Arbeit zu leisten war, ergab sich aus der körperlichen Arbeit, wurde durch sie notwendig gemacht und floß zu ihr zurück. In jedem einzelnen Menschen jener Kulturperiode war körperliche und geistige Gewandtheit in ungefähr gleichem Maße gemischt, im Gegensatz zu heute, wo beide Eigenschaften sich nur selten in demselben Menschen glücklich vereinigt finden.

Unter solchen Verhältnissen konnte sich ein Bedürfnis nach systematischer Uebermittlung einer besonderen geistigen Bildung auf die heranwachsende Generation nicht einstellen. Die ersten Anfänge geistiger Bildung, die Erzählungen des Fremdlinges am Herdfeuer kamen den herumlagernden Kindern wie den Erwachsenen gleichmäßig zugute, die körperlich-geistige Bildung war eine verhältnismäßig hohe, da sie durch einen uralten „Arbeitsunterricht“ von Generation zu Generation übermittelt wurde. Darum hat auch Naustrich recht, wenn er (in seiner „Agrarfrage“) ausführt, daß die Sängerepoche und das Publikum der homerischen Gedichte und der Odyssee nicht nur durch ihr ästhetisches Empfinden, sondern auch durch moralische Kraft, Intelligenz, Verständnis der Natur und des Menschen die Sängerepoche und das Publikum der modernen Volksepoche weit überragten. Sie bedurften der Schule nicht, um Geist und Sinne zu schärfen und zu veredeln, um Wissen zu erlangen. Das öffentliche Leben der Gemeinde, das seit Jahrtausenden in demselben Gleise sich bewegte, lehrte sie alles, was sie brauchten; die mündliche Mitteilung, die persönliche Beobachtung waren völlig genügend, um jedem Durchschnittsmenschen alle Anregung, alles Wissen der Gesellschaft zugänglich zu machen.“ Ein älterer Nationalökonom, Adam Smith, stellt ähnliche Betrachtungen an. In seinen „Untersuchungen über Natur und Ursachen des Volkswohlstandes“ sagt er: „Unter den rohen, barbarisch genannten Völkern, die von der Jagd, der Viehzucht oder auch einem sehr einfachen Ackerbau, ohne Künste, Manufakturen und Handel leben, wird jeder Mensch durch die Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungen zum ange strengtesten Gebrauch seiner Verstandeskraft genötigt, und durch die alle Augenblicke ihm vorstehenden Schwierigkeiten aufgefordert, Hülfsmittel dagegen auszufinden. Seine Erfindungskraft wird in immerwährender Tätigkeit erhalten, und sein Geist wird verhindert, in diejenige träumerische

Dummheit zu versinken, die bei sehr verfeinerten Völkern den Verstand der unteren Volksklasse fast ohne Ausnahme umnebelt. Unter jenen Barbaren ist überdies jeder Mensch ein Soldat, und auch in gewissem Maße Staatsmann, und kann ziemlich richtig über das Interesse des gemeinen Wesens, wozu er gehört, und über das Betragen derjenigen, welche ihm vorstehen, urteilen. Denn die Geschäfte der Gesellschaft sind höchst einfach. Bei verfeinerten Nationen verhält sich alles umgekehrt; die Beschäftigung der meisten Individuen ist hier äußerst einförmig; aber die Geschäfte der ganzen Gesellschaft sind höchst mannigfaltig und verwickelt. Diese Geschäfte fordern demnach einen vorzüglichen Grad von Wildung und Schärfe des Verstandes. Sie befinden sich mehr in den Händen von Wenigen.“

Der von Smith hier zuletzt angedeutete Zustand war schon erreicht bei den alten Kulturvölkern, von denen die überlieferte Geschichte berichtet. Durch manche Zwischenstadien der Entwicklung hindurch war die Menschheit bis zur sklavenwirtschaftlichen Produktionsweise vorgekommen. Während man in früheren Zeiten die bei kriegerischen Zusammenstößen gemachten Kriegsgefangenen getötet hatte, weil es für neue Effer keinen Platz in der alten Stammesgemeinschaft gab, machte man sie später zu Sklaven. Damit ist die ökonomische Basis erreicht, auf der sich die alte griechische Geschichte abspielt.

Den Sklaven wurde in diesem Zustand der gesellschaftlichen Entwicklung alle unbequemen, schweren Arbeiten, die eigentlichen Handarbeiten, aufgeladen, während die herrschende Klasse sich die leichteren, angenehmeren und ehrenvolleren Arbeiten, vor allen Dingen die Leitung der Produktion, des Staatswesens und die Kriegsführung, also vornehmlich Arbeiten geistiger Natur vorbehielt. Damit ist auch die bis auf den heutigen Tag währende Trennung der geistigen von der körperlichen Arbeit, der Theorie von der Praxis, vollzogen, die von nun ab sich nicht mehr beide durchdringen, nicht mehr in lebhaftem Gegenseitigkeitsverhältnis zu einander stehen, sondern jede ihren Weg für sich gehen. Die geistige Beschäftigung gilt jetzt als die vornehmere, edlere, und ist seitdem als Privileg von den jeweilig herrschenden Klassen eifersüchtig behütet worden.

Auf die gesellschaftliche Gliederung und auf die Erziehungsverhältnisse hatte die zunehmende Sklavenwirtschaft eine bemerkenswerte Rückwirkung. Wenn den einzelnen Sklaven für ihr ganzes Leben dieselbe technische Verrichtung, wie Bearbeitung des Aders, Wartung des Viehes, Mahlen des Getreides, Backen, Spinnen, Weben, Herstellung der Gerätschaften, der Spaten, Flügel, Waffen, Anfertigung der Kleidungsgegenstände usw., übertragen war, so mußten sie sich innerhalb dieser speziellen Tätigkeit eine hervorragende Gewandtheit aneignen. Vielleicht, oder wohl richtiger: sicherlich, war der einzelne Sklave für keine andere wenn auch benachbarte Tätigkeit zu gebrauchen, in der es eben ein anderer bis zur Virtuosität gebracht hatte, aber für sein engumgrenztes, ihm als Lebensaufgabe angewiesenes Tätigkeitsgebiet mußte er zu stetig vorteilhafter werdenden Kunstgriffen gelangen, die ihm seine spezielle Arbeit erleichterten, aber ihn auch andererseits körperlich wie geistig immer einseitiger machten. Es leuchtet ein, daß für diese Spezialarbeit nur eine gewisse Pressur notwendig war, nicht aber irgendwelche gründliche Allgemeinbildung. Es kommt noch hinzu, daß sich der Sklave über den Zweck, den Werksleiß, die Rentabilität des von ihm hergestellten Produktes dem Kopf nicht zu zerbrechen brauchte. Das alles ging ihm nichts an. Weder kaufte er den Rohstoff ein, noch hatte er mit dem Verkauf des fertigen Produktes etwas zu tun. Er mußte nur arbeiten, arbeiten, arbeiten, von früh bis spät, tagaus, tagein; und

wenn der milde Körper nicht mehr wollte, so drohte die Peitsche des Aufsehers. 400 000 Sklaven mußten zur Zeit der höchsten Blüte der athenischen Kultur in Attika tätig sein, um dem Häuflein von 20 000 Angehörigen der herrschenden Klassen ein Leben in Schönheit und Lust zu ermöglichen.

Aber gerade diese aus anderen Gründen so bedauerliche Sklavenwirtschaft wurde doch zu einem mächtigen Hebel des Fortschritts. Gerade weil die herrschende Klasse die mühselige und schwere körperliche Arbeit von sich abgewälzt hatte, blieb ihr Zeit zur Pflege des Geistes, zur Pflege von Kunst und Wissenschaft. Ohne die Sklavenwirtschaft im alten Griechenland hätten wir auch nicht die hervorragende antike Kunst und Wissenschaft. Die Kriegszüge erweckten neben nachteiligen Eigenschaften auch moralische Tugenden wie Tapferkeit, Gewandtheit, Großmut. Diese Tugenden mit den dazu gehörigen Ereignissen wurden Gegenstand der Ueberlieferung, der prosaischen wie auch bald der poetischen. In Friedenszeiten wurden dann die aufkeimenden Künste und Wissenschaften gepflegt.

Das hierdurch allmählich angesammelte Kulturgut übertrug sich aber nicht mehr wie einst in den schlichten Verhältnissen urkommunistischer Familienorganisation ohne weiteres durch Erzählung und Weitererzählung auf die jüngere Generation. Diese mußte die Sagen- und Geschichtsbücher, deren Niederschrift und die übrigen geistigen Arbeiten auf andere Weise kennen lernen, sie mußte sie methodisch erlernen. Es entstand daher die Notwendigkeit, besondere Einrichtungen, Schulen, zu schaffen, durch die die heranwachsende Generation auf die geistige Höhe der älteren Generation geführt wurde.

Aber noch ein anderer Umstand wirkte in demselben Sinne. In den früheren Zeiten war die Verwaltung der einzelnen Hausgenossenschaft und die mehrerer Familienverbände immer eine sehr einfache gewesen. Der Verlauf innerhalb der einzelnen Hausgemeinschaft lag offen am Tage, jeder fühlte sich gleichberechtigt innerhalb seiner Gemeinschaft, ordnete sich jedoch einer etwaigen Notwendigkeit jederzeit willig unter. Das war bei der Sklavenwirtschaft nicht mehr der Fall. Die Sklaven spielten keine selbstbewusste Rolle mehr, sie wurden regiert. Die Fähigkeiten des Regiments und der Verwaltung mußten deshalb ausgebildet werden, sowohl für die Leitung der einzelnen Hausgenossenschaft wie für die des sich allmählich bildenden Staatswesens. Das alles erforderte eine fortwährend wachsende Summe von Kenntnissen, deren Uebermittlung an die Jugend allmählich zu einem bestimmten Arbeitszweig innerhalb der staatlichen Organisation wurde. Aber es war nur eine der Zahl nach sehr geringe Minderheit, der diese Bildungsmaßnahmen zugute kamen. Nur die Söhne der Bevorrechteten erhielten eine wirklich gründliche und allseitige Erziehung, damit sie sowohl ihren Berufsgeschäften wie den Staatsaufgaben gewachsen waren. Die Kinder der ungeheuren Masse von Sklaven dagegen waren von jeder Bildung und Aufklärung ausgeschlossen.

Ein Blick auf die Anfänge der öffentlichen Erziehung lehrt also, daß es sich bei ihnen vornehmlich um eine Erziehung des Geistes, um eine Erziehung des einzelnen zu Herrschaftszwecken handelte, daß die öffentliche Erziehung demnach in ihren Anfängen eine ausgesprochene Klassen- und Standeserziehung, ein Vorrecht der herrschenden Klasse gewesen ist.

Leider ist es auch in den späteren Epochen der kulturellen Entwicklung bei diesem Klassencharakter der Erziehung geblieben. Erst in einer Gesellschaftsordnung, die keine Klassen gegenüber mehr kennt, wird auch der öffentlichen Erziehung ihr Klassencharakter abgestreift werden. —

Schecho.

Eine türkische Geschichte. Von J. Schiraki.

(Fortsetzung.)

Schechos Blut wurde heiß, es brauchte nur ein Funke hineinzufallen, um es zu entzünden. Als der Fremde sich entfernt hatte, sprachen die Kameraden mit Schecho von ihm und zogen die Brauen empor. „Das ist ein Diener der Wederkhan und ihre rechte Hand,“ hieß es.

Dem Neubau gegenüber saß in sauberer Kleidung behaglich ein armenischer Kapudschis und ließ die Perlen seines Rosenkranzes träumerisch durch die Finger gleiten. Schecho sah ihn zu, als er eine Last Steine nach oben geschafft habe und sich nun den rinnenden Schweiß von der Stirne wischte. Dann flog ein grausames Lächeln über sein Gesicht und es war ihm, als hätte sein Messer in der Scheide.

Und einmal kam ein Tag, wo die Wederkhan ihren Volksgenossen auf den Arbeitsplätzen sagen ließen: „Haltet Euch bereit für den großen Tag der Vergeltung, wo wir das Gewürm zertreten!“

Und die Leute wußten, was ihr Lohn sein würde: reichlicher Verdienst, ein bequemerer Leben und die Freude über die Vernichtung der Gians. An einem Morgen schliff Schecho sein großes Kama, das Messer, das er in seinem Gürtel trug, und sein Kind saß auf dem Bett und freute sich über das in der Sonne blinkende Metall. Schecho nahm, als er fertig war, das Büchlein auf den Arm und konnte sich gar nicht satt an seinem Anblick und der Berührung seiner Händchen, die ihn an dem langen Schnurrbart zauseln.

Dann ging er davon mit hastigen Schritten. Als es Mittag geworden, hörte man einen dumpfen Ton, das war das Höllewerkzeug der Gians, das ihre verbrecherischen Pläne offenbarte. Da ging ein Rufen durch die Hände der guten Muselmänner und sie hörten die Stimme Allahs, die sie zum Gottesgericht aufrief. . . .

Es dauerte auch gar nicht lange und Blutgeruch lag in der Luft. Die Hunde wurden ganz toll und heulten, wenn die Kurden durch die Straßen zogen mit den blutbefleckten Knütteln. Schecho sah sich bald mit roten Händen, die Fingerspitzen mit Blut gefärbt, wie die Frauen sie sich mit Henna färben, wenn sie zur Hochzeit gehen. Er wurde mitgerissen, wie von einem Taumel; er schritt über noch zuckende Leichen und hörte ihr letztes Nöcheln. . . . Dann sah er sich auf der Verfolgung eines Mannes; der schleppte sich kaum noch weiter, aber die Todesangst trieb ihn in ein Haus, das erste, das er offen fand. Und in seiner Angst hatte er vielleicht nicht gesehen, daß es gerade das Haus war, wo seine Familie wohnte; vielleicht wußte er es auch; denn was denkt ein zum Tode Verfolgter an die Sicherheit seiner Lieben? Sein Weib öffnete ihm die Tür. Er stürzte hinein und

fiel hin: tief drang Schechos Kama ihm in den Rücken. Das Weib aber sank an der Seite des Gatten hin. . . . Näh brach ihr Schreien ab, denn die Knüttel der Kurden zerschmetterten ihm den Kopf. . . . Auf dem Bette lag ein einjähriges Kind. Es winnerte leise und schlug die Augen auf, die großen, leeren, unschuldigen Säuglingsaugen. Schecho nahm es auf, da streckte es die Hände aus und wollte mit dem langen kurdischen Schnurrbart spielen. . . .

Schecho schwankte einen Augenblick. Er dachte an sein Kind. Er hätte es retten können, aber er sammelte und sah alles rot - und ein Mann trat hervor und riß ihm das Kind aus den Armen und warf es gegen die Wand. Das war der Mann der Wederkhan, diesmal kam er wirklich aus Nishibnem. Da starrte Schecho auf das unschuldige Wesen auf der Erde, dem die Augen brachen und um dessen kleinen Mund es im Todeskampf zuckte. . . .

Es wurde Abend und die Gebetsrufer sangen von den Minarets und priesen die Größe und die Barmherzigkeit Allahs, gegen Aufgang und gegen Niedergang der Sonne sich mendend. Durch die Straßen klapperten die Hufe der Pferde und die Soldaten trieben die letzten aufgebekkten Flüchtlinge den wilden Jägern in die Arme.

Da saß Schecho in einem Kaffeehaus zusammen mit dem Diener der Wederkhan. Er war müde und hörte kaum auf das, was jener Mann zu ihm redete. Er erzählte von einem reichen Armenier, der ihm eine große Summe Geld gegeben. Dafür sollte er ihm bei der Flucht behilflich sein. Aber er hatte ihn doch niedergemacht, denn einem Gians braucht man kein Wort ja nicht zu halten. Schecho fuhr wie aus einem Träume auf und lachte unsicher mit, denn er wußte nicht recht, ob es etwas wäre, warüber er lachen konnte. Er sank in sein Brüten zurück und hörte mit einemmal wieder das Wimmern des Kindes und fühlte die Hand,

zahlen; denn er hatte sich besonnen, daß ihm dann kein Geld für Nachtquartier bleiben würde. Jetzt aber sollte es zur Wahrheit werden, und jener Mann mit der zerquetschten Nase schien ihm der Abgesandte des Mismet zu sein. Schecho saß jetzt oft im Kaffeehaus mit ihm zusammen und lauschte seinen Erzählungen. Die drehten sich fast alle um die Macht und den Reichtum seiner Herren, den Wederkhan. „Wenn mein Herr etwas will,“ sagte jener, „so geschieht es noch besser und schneller, als wenn der Sultan selber befehlt. Denn dieser weiß nie, ob man auch seinen Befehl ausführt. Mein Herr aber überzeugt sich mit eigenen Augen, und wehe dem, der ihm nicht gehorcht. Die Wederkhan haben keine Feinde, die sie zu fürchten hätten. Sie stehen wie die Fische rings um das Netz, in dem sich die Fische verzappeln und aus dem sie vergebens einen Ausweg suchen. Und was für große Fische darin sind!“ Und der Mann lachte höhnisch. Da schien Schecho der Augenblick gekommen zu sein, um das Rad seines Glückes umzudrehen und er sagte: „Wie gut muß das sein, solchen Löwen zu dienen, statt harte Arbeit im Dienste der Gians zu tun!“ Der Mann lächelte: „Du hast die beste Aussicht, ihre Gunst zu gewinnen. Du wärest der richtige Mann für sie, der ihnen bei vielen Gelegenheiten helfen könnte. Wie Du damals auf die „Gebre“ losgingst und den Durst Deines Kama stilltest! Du liehest mir nichts zu tun übrig, als das Kind hinter seinen Eltern herzuschicken. Was sollte es auch allein auf der Welt?“ Schecho zuckte nicht mit den Wimpern bei der Erwähnung des gemordeten Kindes. Er steckte das Versprechen des Mannes, ihm zu einer Stelle zu verhelfen, als etwas Wohlverdientes ein; seine Eitelkeit war geschmeichelt und er wurde wie ein verwöhntes Kind. Wische sah, wie eine Verwandlung in ihm vorging. Da er sich zu großen Tingen berufen hielt, verursachten ihm die engen Verhältnisse zu Hause Unbehagen und er ließ seine böie Laune an seiner Familie aus. . . .

Ehe ein Monat vergangen war, saß Schecho denn auch wirklich in goldgestickter Jade und engen Hosen an der Tür einer großen Wank. Jetzt diente er immer noch den „Gebres“, aber auch den Wederkhan; denn diese hatten ihm diese Stelle verschafft, damit sie überall ihre Geschöpfe hätten, die ihnen zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Pläne halfen. Wie ein Spinnweben verbreiteten sich die Fäden ihres Einflusses über das ganze türkische Reich und manche arme Aliche hing sich in diesen Netzen. Schecho verstand es gut, zweien Herren zu dienen. Da er ein stattlicher Mann war und seine entschlossene Miene Vertrauen einflößte, und da auch die Herren von der Wank keine geringe Furcht vor den armenischen Maulwürfen hatten, so zeigte sich der Kurde gerade als der rechte Mann für sie - wie er es auch für die Wederkhan war und sie gaben ihm viele Zeichen ihrer Gunst, von denen Schecho nicht begriff, wie er sie verdient hatte, und die er sich nur aus der Furcht der Gians zu erklären wußte. Schecho entwickelte sich und wuchs in seine neue Machtstellung hinein.

Sein Aeußeres veränderte sich zu seinen Gunsten. Sein Rücken, der von der harten Arbeit sich gewölbt hatte, wurde wieder gerade und sein Gesicht stolz und düster wie das eines mächtigen Beys. Damals wollte er sich auch von der Türkin Wische trennen und eine Dienerin aus dem Hause der Wederkhan heiraten. Aber da Wische versprach, der anderen Frau demütig zu dienen, wenn er sie nur bei sich lassen wollte, stieß er sie nicht von sich, sondern gab ihr einen Teil seines Hauses, wo sie mit ihrem Knaben unangefochten wohnen durfte. (Schluß folgt.)

Sommermorgen.

Heilige Morgenfrühe
Wenn der Hochwald rauscht.
Glühe, Seele, glühe!
Alles ist vertauscht:

Traum und Schatten sinken
In die Nacht des Nichts,
Lebensgeister trinken
Aus dem Born des Lichts.

Hörst du's rauschen, schwellen,
Und des Schlummers Haft
Wundersam entquellen -
Die Geburt der Kraft!

Heilige Morgenfrühe
Wenn der Hochwald rauscht.
Glühe, Seele, glühe!
Alles ist vertauscht.

Leon Holly.

die sich nach seinem Schnurrbart ausstreckte. Es riß ihn auf, nach Hause. Vor der Tür stand er still, er hörte drinnen die Stimme seiner Frau; das Kind krächte lustig. Da drängte es ihn, das zappelnde, lustige Ding in seine Arme zu schließen. Als er aber eintrat, wich Wische vor ihm zurück: sie hatte das Blut an seiner Wange bemerkt. Er aber wagte nicht, ihr zu folgen; er streckte sich in der Ecke des Zimmers zu unruhigem Schläfe aus.

Die Kurden ernteten den Lohn ihrer blutigen Taten. In der Heimat dursten sie türkische Uniformen anziehen, sie bekamen Waffen und Pferde und zogen aus, um die Armenier zu vertilgen, die man noch übrig gelassen hatte. In Stambul füllten sie die guten Stellen aus, welche den getöteten Armeniern gehört hatten. Jetzt sahen sie auch als stattlich gekleidete Kapudschis an den Türen und ließen die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Man bezahlte sie gut, als wollte man ihre Gunst erkaufen. Das heilte alle bösen Gewissen, wenn es noch welche gab, wie das Schechos.

Deffen Glückstern schien jetzt emporzusteigen. Eine „Naldsch“, die an der Moschee von Tophann saß, hatte ihm einmal vorausgesagt, daß er es zu etwas bringen würde. Aber so wenig glaubhaft war das für ihn gewesen, daß er weggelaufen war, ohne seinen Pfaster zu



Land und Leute.



Städtereihen und Bahnlirien. Betrachten wir auf einer Landkarte die Lage der Städte, so entfalten sich vor uns nach längerer Betrachtung eigentümliche Gruppierungen, in denen die Städte gelagert sind. Bald sind es lange Reihen, teils in gerader Richtung laufende, teils mächtig gekrümmte, teils kreisförmig geschlossene. Bald wiederum sind es haufenförmige Ansammlungen von Städten, vergleichbar den Sternhaufen an dem Sternhimmel. Und ebenso wie auf diesem die Sterne zu eigentümlichen Figuren zusammenreten, in welche dann menschliche Phantasie menschliche Formen usw. hineinlegt, während doch höchstens einfache geometrische Gebilde festzustellen sind; ebenso gruppieren sich auf der Landkarte manche Städte zu solchen Gebilden zusammen, auch wenn man keinen Drachen und keine Jungfrau in sie hineinphantasiiert. Von einem „Festungsviereck“ ist schon öfter gesprochen worden. Die unregelmäßigen engen Städtehaufen in den rheinischen Industriegegenden sind längst bekannt. Daß Städtereihen nicht quer durch ein Gebirge hindurch zu laufen pflegen, ist begreiflich; daß sie dagegen am Rande von Gebirgen, also parallel den Gebirgszügen, oft in einer sozusagen wunderschönen Reihe dahinziehen, manchmal in geschlossener Rundlinie um das ganze Gebirge herum, liegt weniger nahe, läßt sich aber auf interessante und amüsante Weise feststellen.

Nun wird uns das Auffuchen solcher Gruppierungen wesentlich dadurch erleichtert, daß in den gegenwärtigen Kulturländern doch die allermeisten Städte mit einander durch Bahnlirien und zwar in der Regel auf dem kürzesten Wege verbunden sind. Für unsern Anblick der Landkarte wirkt dann die Einzeichnung der Eisenbahnen so, als hätten wir nur eben die aneinander gereihten Städte durch künstliche Hilfslinien zusammengeschlossen. In diesem Sinne bekommen wir beispielsweise in Mitteleuropa Hauptlinien im Norden der Alpen, weiter außen und innen um das Nordgebirge Böhmens herum, natürlich ab und zu unterbrochen durch einen kühnen Stich, den die Eisenbahn quer ins Gebirge hineinmacht. Einen besonderen Reiz bilden weiter die Rundlinien, wie sie z. B. den Schwarzwald, den Thüringerwald, den Harz umgeben, natürlich wieder mit verschiedentlichen Exemplaren einer „Harzquerbahn“ und dergleichen. Beispielsweise lagern sich um das letztgenannte Gebirge zahlreiche und interessante Städte ungefähr kreisförmig herum, zugleich eine Art Kreisbahn bildend: von Goslar östlich über Halberstadt und über das etwas feillich gelegene Quedlinburg weiter, nimmend südlich über Aschersleben, dann südwestlich und westlich über Sangerhausen, Nordhausen, Nordheim und endlich über Wandersheim zurück nach Goslar.

Man kann leicht vermuten, daß nicht bald eine Naturlinie so günstige Gelegenheiten zur Anreicherung von Städten und zu ihrer Verbindung durch Eisenbahnen bringt, wie die Meeresküste. Finden sich doch an großen Flüssen vielleicht die ausgesprochensten Städtereihen und Städtereihenbahnen! Da zeigt sich nun die merkwürdige Erscheinung, daß es nur ganz wenige Beispiele von solchen marinen Städtereihen und von zugehörigen Küstenbahnen gibt. Weber unsere Nord- und Ostsee, noch die allermeisten Länder des Mittelmeeres, noch auch die meisten Küsten der offenen Meere ergeben hier solche Linien. Die vielleicht merkwürdigste Ausnahme verdient hervorhebung. Diese Ausnahme, also hiermit eine deutliche Küstenbahn, beginnt im Osten Spaniens bei Valencia (oder schon bei Denia) und führt über Barcelona nach Südfrankreich, wo sie bei Narbonne eine dichte Reihe altertümlicher Städte der Provence berührt. Durch diese Reihe hindurch, also insbesondere über Marseille, streicht sie die Riviera entlang über Genua nach Rom. Allerdings ist auch sie keine durchgehend genaue Küstenbahn, bekommt vielmehr hier und da eine Ablenkung ins Land hinein, wie z. B. eben hier bei Rom, das ja nicht eigentlich am Meere liegt. Sodann nähert sich diese Küstenbahn wiederum der See, geht über Neapel und Salerno bis nach Reggio gegenüber Sizilien, fährt genau um die eine Südspitze Italiens herum und dann quer durch die andere nach Brindisi, worauf sie über Ancona und Rimini einerseits ins Land hineinläuft, andererseits bis Ravenna noch am Meere bleibt. Dann aber ist es mit der Genauigkeit zu Ende, und nur ein landeinwärts gehender Bogen führt über Ferrara, Padua und Venedig nach Triest. — Spuren von Küstenbahnen gibt es schließlich noch im südwestlichen Skandinavien, von Christiania über Gothenburg nach Ralmö (während im übrigen Schweden die Bahnen eher beinahe senkrecht zur Küste stehen); im östlichen Nordamerika sind Boston und Washington, im östlichen Südamerika Rio Grande und Buenos Ayres durch ungefähre Küstenbahnen verbunden. Die Seltenheit von solchen ist schließlich

leicht zu erklären: meist sind ja Küsten unwirtlich, und eigentliche Seestädte gibt es weniger, als man zunächst denken möchte. In Deutschland finden sich Seestädte fast nur indirekt durch die Lage nahe an der Mündung eines Flusses oder vielleicht einer tiefer einschneidenden Meerzunge. Demnach liegen zahlreiche der berühmten Seefahrtstädte in einiger Entfernung vom Meer und bilden mit einander eventuell eine Städtereihe, die sich in einiger Entfernung von der Küste parallel zu dieser hinzieht. Dadurch entstehen schließlich auch Bahnlirien, die man als Küstenparalleln bezeichnen könnte.

Begreiflicherweise ist der normale Zustand der, daß erst Städte da sind, und daß die Eisenbahnen ihnen folgen. Mehr nur dem wilden Westen gehört der umgekehrte Fall an: daß nämlich erst die Eisenbahn da ist, und daß durch sie Städte neu entstehen. In unseren älteren Kulturländern dürfte dies kaum jemals vorkommen. Wohl aber haben wir die eigentümliche Erscheinung, daß manche ursprünglich sehr dürftige, vielleicht nur als Dörfer ansiehende, Städte durch die Eisenbahn erst ihre Bedeutung bekommen. So gibt es in unserer Nähe und auch weiter im Auslande Städte, die oft genannt werden, ohne jedoch eine andere wesentliche Bedeutung zu haben, als daß sie dem Eisenbahnverkehr ebenso dienen, wie dieser sonst dem Städteverkehr dient. Von Wehra oder Kreienstein oder Gungenhausen oder dem italienischen Mortara hören wir häufig, wissen aber kaum mehr, als daß sie zu dem wichtigen Typus der Eisenbahntrennungstädte gehören. — h. s.

Die wunderfame Troglodytenstadt. Etwa sieben Meilen unterhalb der im Kaukasus liegenden Bergstadt Gori, die in der Geschichte Rußlands einst eine große Rolle gespielt haben soll, stößt man auf K p l i s - z i c h e. Das ist die merkwürdigste Troglodytenstadt der ganzen Welt. Der Geschichtsschreiber Strabo versteht die Troglodyten nach dem nördlichen Kaukasus, wo sie am Flusse Hyponas (Kuban) in Höhlen wohnen. Jedenfalls wurde die Troglodytenstadt von Kplis-Ziche von einem Volke errichtet, das sich auf der tiefsten Kulturstufe befand. Deutliche Spuren weisen aber darauf hin, daß auch spätere hochzivilisierte Geschlechter diese in ihrer Art einzige Stätte bevölkerten. Nun hat sie ein deutscher Reisender Stanislaus Lucas besucht und gibt darüber in seinen unter dem Titel „In der Heimat Mirza Schaffys“ veröffentlichten hochinteressanten „Kulturbildern aus dem Kaukasus“ (Concordia, deutsche Verlagsanstalt, Hermann Chobot, Berlin), die nachstehende authentische Schilderung. „Durch kahle, zerrissene Felsen führt uns der Weg nach dem Dorfe gleichen Namens. Brausend und schäumend wälzt sich die Sura zu seinen Füßen. . .

Durch eine gewundene, muldenartige Felsrinne gelangen wir in das erste Stockwerk, das die Eingeborenen den „Bazar“ nennen, denn in der Tat scheinen die in den Stein gehauenen kleinen Gemächchen Läden und Schänken gewesen zu sein. Klippfelsen Herzens durchschreiten wir mehrere gewölbte Kammern und betreten dann einen großen Saal, dessen Decke mit Kisten geschmückt und durch künstlich ausgehauene Träger, die gleichsam hölzerne Tragbalken vorstellen sollen, unterbrochen ist, während nach beiden Seiten Zugänge nach anderen Zimmern sich öffnen. Der Boden zeigt mehrere Vertiefungen, die nach Art eines Impluviums als Wasserbehälter dienten, in die Wände eingelassene Nischen sollten wahrscheinlich die Hausgeräte bergen und kleinere Vänke Lagerstätten vorstellen. Neben eine große Treppe in das zweite Stockwerk gelangt, öffnet sich abermals ein großer Raum, dessen Kreuzes eine Art Fronton schmückt, der freie Platz vor demselben, gerade über dem Abgange, sollte entweder eine Terrasse oder einen Balkon darstellen. Die Decke des Saales selbst ist kunstreich ausgehauen, Bretter nachahmend, die auf Balken ruhen. Inmitten dieser steinernen Behausung standen vor Verwunderung auch wir wie versteinert. Wessen Hände hatten diese Werke geschaffen? Nicht ungeschickte Pfloper errichteten diese Zeugen einer altsteinzeitlichen Kunstperiode. Welchen Zwecken diente dieses düster erhabene Mß? War es ein Heidentempel oder der Palast eines Herrschers? Keine Inschrift gibt uns Antwort. Im dritten Stockwerk finden wir abermals zwei Säle, in denen mit kleinen Steinen kunstgerecht gebaute Schornsteine sich befinden, und zuletzt erblicken wir die Reste einer altchristlichen Kirche. Ein weiter plakartiger Raum ist von einer Art Lauben in arabischem Stil umgeben, schlaufe Säulen mit Spitzbögen bilden Zugänge, und ein großes Zimmer zeigt ein Kreuzgewölbe, dessen Schluß durch eine mit reichem Kapital verzierte Säule geschmückt wird.

Mit einem Gemisch von Grauen und Neugier folgen wir unsern Führern. Wir durchschreiten

Storibore, Säle und Zimmer, die kein Ende zu nehmen scheinen, obgleich wir kaum den zehnten Teil zu sehen bekommen. Der Schein der Fackeln flackert auf, aus schwarzer Höhle flackert uns ein Licht entgegen; es sind Hirten um ein Feuer, welche die Mäme als Lustort um sich und ihre Herden benutzen. Schafgeblät und Meckern der Ziegen empfängt uns, durch die Löcher, die wir von unten sehen, blicken wir tiefalmend ins Freie. Schwindelnd ist die Höhe, und wohlgeboren mußten sich hier diejenigen fühlen, welche durch bösen Menschen und Tieren hertrieb. Aber einen jämmerlichen Anblick boten die an den Felsen sprüngen hängenden niedrigen Satten (Hütten) im Vergleich zu dieser unzerstörbaren Troglodytenstadt, deren Gründer sich mit ihr ein ewiges Denkmal gesetzt. Ein Denkmal, ewig aber schrecklich tragend, mahnend an die Vergänglichkeit menschlicher Geschlechter, ein überwältigender Kontrast zu der sich verjüngenden, in ihren schönsten Reizen prangenden Außenwelt. Mit festlichen Gefühlen trat uns den Rückweg an, die geheimnisvolle Troglodytenstadt mit ihren ungelösten Rätseln hinterlassend, um in dem zwischen pittoresken Felspartien, allen Burgen, Klöstern und Ruinen materisch gelegenen Menti die trübten Erinnerungen an diese unterirdischen Wohnstätten zu vergessen.“ e. h.

Lebensweise und Beschäftigung der Massai. Die Massai, die unter allen Kalaböllern Ostafrikas die schönsten und bestgewachsenen gelten, sind Nomaden und verstehen sich vortrefflich auf die Viehzucht. Mit ihren großen Herden treiben sie in der Regenzeit in den Ebenen herum, zur Zeit der Dürre aber ziehen sie sich in Gebirgsgegenden oder in die Nähe der Flüsse zurück. Ständige Herdenställen fehlen daher. Aber rasch werden immer meist von den Frauen, in Form niedriger Lehmhütten vorübergehende Wohnungen aufgeführt. Eine Anzahl von ihnen liegt in einem großen Kreise zusammen und wird mit einer dornigen Decke umgeben. In dem unbesetzten Raum bringen das Vieh die Nacht zu. Neben der Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Massai, und durch die Schnelligkeit ihrer Raubzüge, die Tollkühnheit ihres Angriffs waren sie lange Zeit der wahren Schrecken Nordostafrikas. „Diese Nomadenstämme“, schreibt von der Decke, „die viele Tagereisen weit westwärts, zwischen den riesigen Schneebergen Kilima Mdscharo und Kenia ziehen, unternehmen Raubzüge oft bis an die Küste hin und schleppen namentlich das Vieh mit sich fort. Ihre kriegerischen und heucheligen, den Tod verachtenden Scharen sind der Schrecken friedlicher Leute, der anständigen Ackerbauer, wie der wandernden Kaufleute und bringen durch das Ungeßüm ihres wilden Anmarsches und durch ihren Todesmut den besser bewaffneten Arabern nicht selten empfindliche Verluste bei. Mit dem Worte Massai machen die Küstenbewohner ihren Kindern bange, dieses eine Wort genügt, ganze Karawanen heilloser Schrecken einzujagen, so daß die Träger ihre Bündel zur Erde werfen und in wilder Flucht von dannen jagen. Die ganze Organisation der Massai ist auf diese räuberische Lebensweise zugeschnitten. Mit dem 17. Jahre werden die Jünglinge kriegerisch, und die ganze Mannschaft im Alter von 17—24 Jahren bildet die bewaffnete Macht der Massai. Sie leben in dieser Zeit abgesondert von den verheirateten Massai, aber mit Mädchen ihres Stammes in eignen Behausungen und führen den Namen Emurani. Während der ganzen Zeit dürfen sie keine Pflanzenerzeugnisse sondern leben ausschließlich von Milch, halbrohem Fleisch und Blut der Minder. . . In die Ehe treten die Massai erst, wenn sie das kriegsdiensttaugliche Alter überschritten haben, wobei übrigens besondere Formalitäten nicht statzufinden scheinen. Nebenher leben sie mit den Kriegszügen in engem Zusammenhang steht, verschmäht der Massai. Auch die Waffen werden von dem Stamm der Wandorob, der mit den Massai zusammen umherstreift, gefertigt. Das Hausgerät besteht aus wenigen Stücken. Die Hauptrolle spielen große, zur Aufbewahrung geeigneter Milch dienende Kalabassen, die häufig mit Staurimuscheln besetzt sind. Mit einfachen Holzrissen versehenen Messer zum Abschneiden der Härte, die aber auch, wie die Klumpen gegen die Massai gelehrt haben, von den Frauen beim Ueberfall des Lagers mit Gewandtheit ihrer Verteidigung benutzt werden, gehören neben einigen einfachen Eisensachen zum Inventar der Hütten“. Bemerkenswert ist ferner das Vorkommen eines einem Pochbrett ähnlichen Brettspiele das mit Würfeln gespielt wird. — j. w.

Nachdruck des Inhalts verboten!